

Evi Lemberger

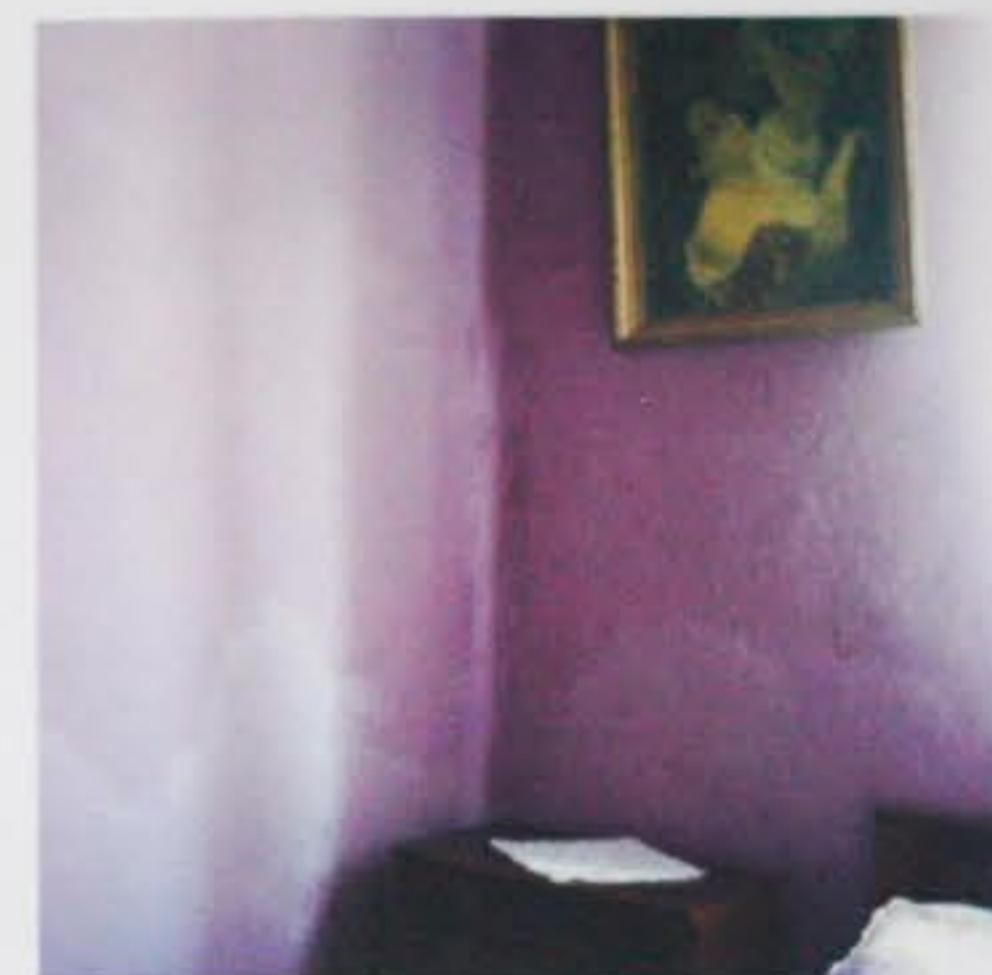
ein nichtort
or the fairytale about the galoshes of fortune

5.3.-31.3.10

Silva hat einer der Lieblingsfarben der Einwohner von Transkarpatien, in Mode, könnte man sagen. Noch beliebter sei aber pink. Kein helles Babypink, aber auch kein tief satzeses Pink. Danach noch sehr beliebt: Orange, Grün und Rot. Starke Farben müssen es aber sein. Früher dagegen waren Deckenfarbe an der Wand wichtig. Die Wände waren schon in unterschiedlichsten Farben gestrichen, jedoch etwas blasser, aber dafür Ornamente, manchmal auch aufgesetztes Stuck. Heute gibt es immer noch Stuck, aber aus Kunststoff, täuscheinacht. Die Wandfarbe wird üblicherweise jährlich geändert, verallgemeinert aufgewieitet. Wenn man etwas mehr Geld hat oder sehr Interesse an seinem Haus, werden auch die Vorhänge entsprechend gehandelt. Manchmal auch die Möbel.

Wandfarben und ihre Wichtigkeit ist eine durchgehende Tradition in dieser Region. Unabhängig von Ort, Religion und Nationalität. Farbe als Identifikationsmodell, Kompensation der eigenen Schwäche durch den Mangel an anderen Ausdrucksmitteln.

Familie Baryl ist ukrainisch, leben in der Ukraine, geben zur reformatorischen Kirche. Die Eltern haben eine lilaene Schlafzimmerecke seit mehreren Jahren, jedoch jährlich schwämmkt. Innen wieder erneuert. Warum sie das machen? können sie nicht beantworten, aber ungewöhnlich sei es nicht.



Silvia Baryl, Dobrony, 21. März. 2009



Unbekannt, Lopukhovo, 11. April 2009

Das Ehepaar hat zwei Häuser. Sie sind nebeneinander, aber nicht aneinander gebaut. Man muss aus dem einen Haus heraus um in das Andere zu gelangen. Reich ist das Ehepaar nicht und etwas besonderes sei der Besitz von zwei Häusern auch nicht. Sei so üblich, denn die Häuser alleine seien nicht groß, drei Zimmer, nur Erdgeschoss, Toilette draußen. Es ist April, doch momentan leben sie noch in dem oberen Haus, dem Winterhaus. Bald aber, wenn der ganze Schnee weg ist, ziehen sie in das untere Haus, dem Sommerhaus. Das Sommerhaus sei das Schöneres, jedoch zu kalt im Winter. Deswegen wird es auch das Sommerhaus genannt. Es sei schöner, da jedes der Zimmer eine andere Farbe hat. Das Schlafzimmer ist in Pink, der Gang in blau, die Wohnküche in grün gehalten. Grün mit Glitzern um genau zu sein, ziehen sich unregelmäßig über die Wand hinweg. Die Farbe hätten sie von der nächstgrößeren Stadt, das Glitzern auch. Die nächstgrößere Stadt ist mit dem Auto vierzig Minuten entfernt, mit dem örtlichen Bus zwei Stunden. Ihre Kinder hätten die Farbe mitgenommen. Woher sie diese Idee hätte, so genau wisse sie es nicht. Ihre Nachbarin hätte das auch, vielleicht daher. Vielleicht aber woanders. Ihr gefalle es und das sei wichtig.



Kahao Vargo, Vari, 06. April. 2009

Das Haus gleicht einem Märchenschloss, nicht so groß aber ähnlich surreal, pompös und teuer- zumindest scheinend. Das Schlafzimmer der Mädchen ist in Rosa getaucht, einem kräftigen Rosa. Mitten im Zimmer ein Himmelbett, in Rosa, daneben eine Schminkkommode, auch in Rosa, darüber ein Spiegel, auch in rosa. Das Wohnzimmer ist in einem tiefen Grün gestrichen, der Gang im ersten Stock ein plastischer Dschungel vor zitronengelben Wänden.

Stimmen schallen durch das Haus. Der Hausherr, groß mit dickem Bauch und kahlem Kopf gestikuliert wild hinter seinem Teller mit Hühnchenchenkeln, die er mit fettriefenden Fingern in der burgundroten Küche isst. Er sagt etwas, laut, mit tiefer Bassstimme. Dazwischen die drei Kinder, die schon keine Kinder mehr sind. Drei Frauen, groß, schwarze lange Haare. Eine der Töchter trägt ein schwarzes Abendkleid, aus glänzendem Stoff und Spitze, ganz selbstverständlich, als sie in der Küche für den Vater kocht.

Der Vater war der Baron der Zigeuner in Vári. Sie waren reiche Roma, hatten ihr Geld mit Dachrinnen verdient, hatten es gespart und vieles in ihr Haus gesteckt.

Sie reden viel. Es wird gegessen, gelacht, diskutiert und natürlich das Haus gezeigt. Die wallenden Röcke flattern im raschen Gehschritt, Ihnen sei das Haus wichtig. Häuser zu haben sei immer wichtig, man lebe doch dort, für lange Zeit. Es solle doch schön sein, mehr nicht.

Die meisten Roma oder auch umgangssprachlich Zigeuner genannt, leben in Häusern, zumindest in Transkarpatien. Es sei denn sie werden vertrieben, dann nicht. Das aber passiert nicht oft- zumindest in der Westukraine im April 2008. Sie leben in eigenen kleinen Gebieten innerhalb des Dorfes, getrennt von der restlichen ukrainischen Gesellschaft. Manche verdienen ihr Geld, die meisten sind arm. Arm aufgrund vieler und keiner Gründe. Einer: Viele Nichtroma haben immer noch das Klischee im Kopf: Roma sind Lügner, Betrüger und Streuner. Somit gibt es wenig oder nur gering bezahlte Jobs für sie. Einige wenige Zigeuner kommen aus dem Kreislauf heraus.

Die Familie Kahao Vargo ist reich. Sie können sich gar nicht mehr an eine andere Lebensphase erinnern und auch die Identifikation mit dem Rest der Zigeuner fällt schwer. Sie sind Roma erster Klasse. Der Eingangsbereich ihres Märchenschlosses ist in einem tiefen Grün gehalten. Dieser Bereich sei besonders wichtig, denn Menschen kommen und gehen dort. Der erste und letzte Ort eines Hauses. Deswegen auch die Bilder, hier und sonst nirgends.



Mädchen, Lopukhovo, 10. April. 2009

Der Fluss neben der Straße rauscht. Es ist April und das Wasser steht hoch. Aus den Höhungen der Berge fließen Unmengen an Quellwasser in den Fluss. 2001 gab es eine Flut, die alle Dörfer überschwemmte. Grund war angeblich die verstärkten Holzarbeiten. Mehr Bäume wurden von Großindustriellen gefällt und das natürliche Gleichgewicht der Natur geriet außer Kontrolle. Resultat war die Flut, Flut von Oben, dem Schmelzwasser und dem mit sich reissenden Geröll. Und gleichzeitig das von unten aufsteigende Wasser. Resultat: Häuser kommen zu Fall und Menschen starben. Daneben Resignation breitete sich aus. Menschen verloren den Lebenswillen, hörten auf zu arbeiten, tranken. Der Weg scheint unendlich und nach jeder Biegung, die das Nachher im Ungewissen lässt, ersehnt man sich ein freies Tal, doch stattdessen eine fast unheimliche Wiederholung des schon Gesehenen.

Das Mädchen steht da, verlassen, vor dem Zaun. Es ist ruhig, keine Menschenseele weit und breit. Nur sie, wartend, schauend. Zupft ihren Rock zurecht, ihren Ärmellosen Overall, richtet ihren weißen Kragen. Vielleicht hat sie sich für heute zurecht gemacht, nur für heute, da sie sich mit ihren Freundinnen treffen wird, wartet darauf, dass sie abgeholt würde um dann mit ihnen zu den nächsten Biegungen zu ziehen und noch ein paar weitere Mädchen abzuholen. Vielleicht ist es aber auch das sehnslüchtige Warten auf die jungen Männer, die mit ihren Motorrädern aus den Bergen nach Hause kommen. Vielleicht ein Warten auf den jungen Mann, der manchmal langsamer fuhr, manchmal sogar nett lächelte und grüßte.

Sie stand immer noch draußen als die nächste Biegung kam. Stand da zupfte an ihrem Rock und schob ihren Kragen zurecht, das lange Haar ordentlich gekämmt über die Schulter fließend.

Das Wasser rauschte.



Mädchen, Dobrony, 22. März. 2009

Zumeist gibt es in jedem Dorf in Transkarpatien einen Teil in dem die Roma Minderheit angesiedelt ist. Sie wohnen in Häusern, seit Generationen, leben mit den anderen Nichtroma Dorfbewohnern zusammen, aber geographisch getrennt. Manchmal treffen sie sich, auf der Straße, am Markt, manchmal tauschen sie eine Begrüßung aus, zumeist aber wandert ihr Blick zum Boden. Man redet nicht miteinander, das gehöre sich nicht, so beide Seiten. Gründe dafür gäbe es viele und keine. Zigeuner stinken, stehlen und lügen. Ungarn sind falsch, haben keine richtige Gemeinschaft und denken nur ans Geld.

Dazwischen aber gibt es ein paar Grauzonen. Wie der Pastor Andreas K. In Dobrony. Andreas K. hat sich mit einigen Roma angefreundet und sie in die Kirche gebracht. In der Vergangenheit gingen die Roma nie in die Kirche. Irgendwann haben sie eine Kirche gebaut, speziell für die Roma, zum beten und sich treffen. Jeden Sonntag fährt er dorthin. An diesem Tag sind es viele die kommen. Die Vorbereitungen für Ostern beginnen, eine Woche vor Palmsontag. Alle Stühle sind besetzt, ein paar Zuschauer stehen an der Rückwand der kleinen Kirche oder auch Kapelle gelehnt. Nach dem Gottesdienst versammelt man sich vor der Kirche. Auf dem offenen Feld. Die Eltern tratschen, tauschen sich aus. Die Kinder spielen in ihren schönsten Kleidern, tollen auf dem sandigen Boden der Kirche herum, werden zur Ruhe ermahnt. Ob sie an Gott glaubten? Natürlich. Seitdem die Kirche da sei, sei alles besser. Man würde mehr aufeinander achten, man treffe sich, bete, singe. Friedlich. Ein paar murmeln zustimmend ein paar Worte. Momentan gibt es 300 Mitglieder mit Zigeunerhintergrund in der reformistischen Gemeinde von Dobrony. Zahl steigend.

Der Pastor steigt wieder in sein Auto ein, sagt noch kurz ein paar Abschiedsworte, seine Beine verschwinden, die Autotür fällt zu. Er muss zum nächsten Gottesdienst, fängt um 2 an, für die restliche reformistische Kirchengemeinde, im Dorf. Staub wird aufgewirbelt.



Unbekannt, Vári, 07. April. 2009

Das Zimmer ist drei auf zwei Meter groß. Zwei Betten, ein Regal, ein Tisch. Es ist dunkel. Das einzige Fenster wurde mit Brettern verschlagen. Das Glas ist kaputt, ein langer dünner Riss zieht sich durch die Fenstermitte, spaltet am oberen Ende ab. Die Glühbirne ist schwach, summt und flackert in unregelmäßigen Abständen. Der Großvater sitzt im anderen der beiden Zimmer. Dort wird gekocht, gegessen. Von draußen ertönt Kindergeschrei.

In diesen zwei Zimmern leben 20 Personen. Eine Familie. Die Großeltern, deren Kindern, deren Kinder. Die Frage nach dem Umziehen stellt sich nicht. Vielleicht wenn eines der anderen Häuser frei werden würde. Die Wahrscheinlichkeit ist aber eher gering. Vor allem nach der Flut 2001, den zerstörten Gebäuden und den staatlichen Hilfen hat sich die Anzahl der Zigeuner in dem Gebiet verdoppelt. Deswegen eher noch weniger Platz und woanders ein Grundstück zu kaufen sei finanziell nicht möglich.

Zu Sommerzeiten sind es weniger Familienmitglieder. Das ist gut, denn der Sommer in der Ukraine ist heiß. In dieser Zeit gehen die Männer reisen, um Geld zu verdienen, an Baustellen in Kiev oder als Fahrer nach Moskau. Im Winter kommen sie dann zurück, mit ihrem Geld, mit dem sie sofort die vom letzten Jahr angesammelten Schulden mit horrenden Zinsen bezahlen müssen. Dann leben sie wieder auf Pump, bis zum nächsten Winter, bis die Männer wieder von der Arbeit mit Geld zurückkommen.



Gál, Vari, 09. April. 2009

Gál Zuhause ist ein Museum. Es war eines, wenn nicht das erste Hausmuseum in der Gegend. So genau weiß das Keiner. Seine Mutter hatte diese Idee nachdem sie sich vor eine paar Jahren von ihrem Mann trennte. Sie sucht nach alten Einrichtungsgegenständen, Zubehör und Hausmaterial aus der Gegend. Sie kauft, säubert und repariert es, versucht aber den alten Zustand zu bewahren, das sei ihr wichtig. Dann wird es zum Teil des Hauses, benutzt und zu betrachten. Sogar die Außenwand, bestehend aus alten mittlerweile abblätternden Rollmustern, ist noch original. Manchmal sind die Einrichtungsgegenstände leicht zu finden, wenn alte Menschen sterben und die Jungen ihr eigenes Haus bauen. Manchmal aber auch nicht vor allem in letzter Zeit. Menschen ehren die Vergangenheit nicht. Sie findet die Vergangenheit aber schön. Die alten Krüge, schwer aus Ton gemacht. Zum Beispiel. Sie mag es hier zu leben, zwischen Heim und Touristen. Jedoch so viele Leute kämen noch nicht. Vielleicht in der Zukunft, das dauere noch, bis die Leute davon wissen, bis mehr Touristen kommen, irgendwann.

Ihr Junge hört zu, steht neben ihr, in den alten dunklen Raum. Er sagt nichts, tollt auch nicht herum. Seine zu kurze Trainingshose hängt wie ein Sack an seinem dünnen Körper. Der Hund bellt, man hört ihn entfernt von draußen. Jetzt gewinnt der Körper des Jungen an Leben, läuft auf den Hund zu, steht vor dem unmerklich kleineren Hund, unverständliche Wörter sprudeln aus seinem Mund.

Gál käme aus ärmlichen Verhältnissen, so hören und sagen die Leute. Manchmal steckt die Lehrerin unbemerkt ein Pausenbrot- Brot mit Wurst oder Schmalz, zu, nicht aus Mitleid oder Wut, eher aus Notwendigkeit.



Unbekannt, Königsfeld, 26. März. 2009

In den höheren Ebenen der Karpaten liegt noch immer Schnee, obwohl es schon April ist und der Frühling schon längst begonnen hat. Der Schnee war meterhoch, die einzigen Farbtupfer waren die mit bunten Kinderkleidung behängten Wäschekleinen vor den einzelnen neben der Straße verstreuten Holzhäusern. Vor der Schule spielten Kinder, bewarfen sich mit Schneebällen, als sie das kleine Gebäude verließen. In der Schule war es fast totenstill, der Atem verwandelte sich in Rauch und verschwand sofort in der Decke. Aus den Klassenzimmern kann man dumpfe Worte hören, Kinderlachen, schließlich Stühle rücken.

In dem Dorf gab es ungefähr 500 Einwohner, davon ein Drittel Kinder. Durchschnittlich hatte jede Familie drei bis vier Kinder. Die Schule nahm Kinder bis zur 5. Klasse auf, nachher mussten sie in das nächstgrößere Dorf. Das bedeutet 5. bis 9. Klässler gehen manchmal eine Stunde, manchmal mehr, zum nächsten Dorf, jeden Tag, bei jedem Wetter, auch jetzt im Winter, durch Kniehieben Schnee, der zumeist nicht weggeräumt ist. Manchmal können sie mit jemanden mitfahren, wenn sie Glück haben, zumeist müssen sie alleine oder in kleinen Gruppen den Weg laufen.

Eine Tür wurde geöffnet und vier Mädchen erscheinen im Türrahmen, leise, sittsam. Sie stehen ein bisschen verloren in der Halle herum, unterhalten sich. Ein Mädchen holt ein Springseil hervor. Es ist ein Richtiges: Ein Seil das auch als Springseil gedacht ist. Mit Handkellen, aus Plastik und in Farbe. Sie springt, eins- zwei- drei- vier. Gleichmäßig. Sie ist gut. Ihre Freundinnen beobachten sie, neidisch, erfreut. Woher hatte sie dieses Springseil? Aus dem Dorf oder war es ein Geschenk? Eines Verwandten, der das Dorf verließ auf der Suche nach Arbeit, die es in diesem Dorf nicht gibt, und vollbeladen mit Geschenken aus der fernen Stadt zurückkommt?

Das rhythmische Klacken des Springseils wird unterbrochen. Kinderstimmen übertönen das Aufschlagen des Seils auf den Boden. Sie packt das Seil ein, sorgfältig, steckt es in die Tasche ihrer Jacke.



Angela Mirand, Vári, 06. April. 2009

Der Boden ist porös, staubig. Die Sonne strahlt. Es ist sommerlich warm, ungewöhnlich warm. Selbst für Vari, einem größeren Dorf nahe der ungarischen Grenze. Die junge Frau blinzelt gegen die sengende Sonne, lächelt stolz, als sie das Kleid hochhält. Ein weißes Kleid, verziert mit großen rosa Blüten. Es flattert im Wind. Es ist ihr Hochzeitskleid. Sie trug es vor fünf Jahren, auf diesem Grundstück. Damals feierten sie, tranken, aßen. Ein großes Zelt wurde aufgebaut, unzählig viele Gäste kamen, aus dem ganzen Dorf, Zigeunerdorf. Das war so. Selbstverständlich. Musik wurde gespielt, von einer Gruppe Roma, Gitarren, Blechinstrumente, Bauchtröhre. Jemand drehte ein Video, von den drei Tagen. Stolz wird es im Innenraum des Hauses gezeigt. Passagen werden vorgespielt, einzelne Momente angehalten, viel erklärt. Sie war 14. So schön wie damals war und würde sie nie wieder sein. So die Mutter. Manchmal sieht man sie schüchtern in die Kamera blickend und gleich darauf mit anderen Frauen tuscheln, kichern. Einmal sieht man sie mit ihrem Mann tanzend, ihre zierliche Gestalt in den Armen des Mannes verschwindend. Wer weiß wie oft sie schon diesen Film gesehen hat, zwischen zuckersüßen Tee und Pierogie. Sie verschwindet fast in der Ecke, die Beine an ihren Körper gepresst, die Hände dazwischen. Ja das sei der wichtigste Moment in ihrem Leben gewesen. Ihre Verwandten nicken zustimmend. Sie lächelt schüchtern, wendet ihren Blick wieder dem Video zu. Jetzt ist sie 19, hat drei Kinder.



Batly, Dobrony, 21. März, 2009

Stickerei ist eine weitverbreitete Tradition in Transkarpatien. Vor allem das Besticken von Tüchern, Tischdecken, Teppichen und Wandbilder. Nie aber Kopftücher und Röcke. Zumeist Frauen lassen es. Mädchen. Meistens sitzen sie abends zusammen, unterhalten sich, trinken Tee, sticken. Am Anfang hat man ein Muster. Das wird dann unter das Leinen gelegt und nachgestickt. Malen nach Zahlen eben. Später hat man die Vorlage dann noch, jedoch nicht mehr unter dem Tuch, sondern daneben. Irgendwann fällt dann die Vorlage weg und man stickt aus dem Gedächtnis. Das sei von der Mitte aus anzufangen und sich in alle Richtungen gleichzeitig vorzuarbeiten. Das Muster entwickelt sich, zuerst im Kopf, dann auf dem Papier. Manche der Arbeiten enden wie oben genannt. Einmal jedoch stickt die Mutter ein Tuch für ihre Tochter, ein Hochzeitstuch. Silvia hat schon eines. Es besteht aus einer Unzahl an roten und blauen Blumen, umrandet mit grünen Langgräsern und Blätterzweigen gewirkt. Momentan ist es noch sorgfältig gefalzt in einer Schachtel im Raum unter der Kastanke versteckt. Silvia studiert Sprachwissenschaften, macht gerade ihren PhD in Dublin. Das ist eine Ausnahme in Dobrony. Sie ist die einzige im Dorf die wegging, weiter weg als nach Debrecen oder Chop. Als sie jünger war, hat sie auch mit ihren Freundinnen gestickt, jetzt aber nicht mehr. Jetzt hat sie einen Computer und andere Hobbies. Sie ist 21, möchte heiraten, später Heiraten, und vielleicht dann das Tuch aus der Schachtel holen und später eins für ihre Kinder sticken.



Mann, Lopukhovo, 12. April. 2009

Jeden Tag fahren die Männer mit großen Lastwagen in den Wald, manchmal nehmen sie auch ein Motorrad. Das kann sich nicht jeder leisten, denn es ist teuer. Teurer als auf den Lastwagen mit vielen anderen aufzusteigen. Aber auch schöner, denn das stetige Hopern auf der Ladefläche bleibt weg.

Die Arbeit des Forstwirts ist neben Lehrer, Priester und einen Ladenbesitzer das einzige was die Menschen in dieser Gegend arbeiten können. Bauer als Beruf gibt es nicht. Es gibt keinen Platz und Futter für die Tiere. Während der Zeit der Sowjet Union wurde die Walddarbeit genau verteilt und organisiert. Seit der Auflösung kommen immer mehr private Firmen in die Gegend, die den Bauern ihre Arbeit und die Natur wegnehmen.

Der Mann scheint gerade von der Walddarbeit zu kommen. Aber so sicher ist es nicht. Vielleicht auch vom Einkaufen. Vielleicht enthält seine Plastiktasche, die in der Ukraine als modisches Muss funktioniert, seine Brotzeit für seine Arbeit oder kleine Einkäufe für das bevorstehende Wochenende. Er spricht kein Ungarisch, von seinem Englisch und Deutsch gar nicht zu sprechen. Er lebt in den Karpaten, dort wird, anders als in Flachland, Ukrainisch gesprochen und Russisch. Ausschließlich. Er hält an, steigt von seinem Motorrad, stellt sich stolz daneben. Es nieselt leicht, sein Sitz wird nass. Ich lächele, murmle irgendwas auf russisch und gehe schnell weiter.



Castle, Munkatsz, 04. April. 2009

Burg Palanok heißt sie, oder auch Plankenburg oder auch Munkatscher Burg. Abhängig von der eigenen Nationalität. Ein Ukrainer würde замок Паланок/Samok Palanok, ein Ungar Munkács vára sagen. Die Burg wurde im 14. Jahrhundert gebaut. Zuerst diente es als Festungs- und Verteidigungsgebäude des ungarischen Reiches, dann als internationales Gefängnis und jetzt als Touristendomizil, die in den Gemäuern herum wandern, ausgestopfte Tiere bewundern und sich den Souveniereinkäufen hingeben. Die Burg ist heute ganz von der Ukraine eingenommen. Diese würden die Geschichte umschreiben. Also keine ungarische Burg mehr sondern ukrainische - munkeln die Ungarn, dabei gab es die Ukraine erst seit 1991.



Gesamtschule, Vári, 03. April. 2009

Die Bühne ist hinter einem Vorhang in der Kantine der Schule versteckt. Auftritte der Theatergruppe und des Orchesters finden dort statt. In der Schule gibt es 450 bis 500 Schüler. Klasse eins bis neun. Das ist in Ordnung bei 1500 Einwohnern. Sie ist die größte im Landkreis Beregesász.

Die Schule geht den ganzen Tag lang, mit Mittagspause, in der die Kantine die Kinder bekocht. Es gibt eine Suppe, dann eine Hauptspeise, einen Nachtisch. Tee, das ist alles. Um Punkt elf bekommen erst die Kleinen etwas zu essen, ein Brot mit Aufstrich, dann die Älteren, das gleiche Spiel zur Mittagszeit. Die Kantine brummt, zwei Frauen kochen in großen blechernden Töpfen mit großen Dellen zuckersüßen Tee, Suppen mit an der Oberfläche schwimmenden Fettaugen, schneiden Brot, schmieren Schmalz auf die dunkelbraune Oberfläche. Dazwischen wird schnell ein starker auch zuckersüßer Kaffee getrunken. Draußen drängeln sich schon die ersten Kinder, stellen sich in die Reihe, warten ungeduldig auf das Essen. Jeder wartet auf jeden, bis alle sitzen, dann wird gebetet, dann endlich gegessen und geredet.

Die Schule besitzt etwa zwanzig Romakinder. Viele davon sind unter 14. Später dann gehen viele Roma nicht mehr in die Schule, müssen arbeiten, heiraten.

Die meisten der Schüler sind keine Rom, die meisten sprechen ungarisch, manchmal auch ein bisschen ukrainisch. Die Schule aber ist ukrainisch, geht nach der ukrainischen Zeit. Die Kinder leben nach der ungarische Zeit, die eine Stunde hinterher läuft. So fängt die Schule nach ungarischer Zeit um 7 Uhr an. Also 8 Uhr nach ukrainischer Zeit. Wie überall eben. Dagegen hört die Schule um eins Ungarische Zeit auf. Das heisst zwei Uhr ukrainische Zeit. In anderen Schulen hört der Tag um ein Uhr auf.



Frau, Lopukhovo, 12. April. 2009

Die Straße durch den ukrainischen Teil der Karpaten ist unwegsam. Zuvor, in Königsfeld war die Straße noch geteert, kurz nach dem Dorfende verwandelte sich diese in eine mit Kieselsteinen übersäten, holprigen Weg. Dazwischen unregelmäßige Regenpfützen mit unschätzbarer Tiefe. Dieser führt von Ort zu Ort. Die Häuser liegen in der Talsenke an dieser Straße. Eins nach dem anderen, in einer Reihe, manchmal, in etwas größeren arbeitet sich das Dorf in die Talhöhen empor, zumeist aber bleiben sie in den Senken. Die Frau steht auf der Straße. Vielleicht wartet sie auf Neuigkeiten, vielleicht aber auf gar nichts. Sie spricht deutsch. Sie ist Österreicherin- eigentlich, wenn man ihre Vorfahren bedenkt. Nach ihrem Ausweis ist sie Ukrainerin, geboren in den Zeiten der Tschechoslowakei, aufgewachsen während der Sowjet Union und jetzt lebend in der Ukraine. Ihr Österreichisch ist sehr rau und schnell. Sie besitzt ein kleines Geschäft, im Erdgeschoss ihres Hauses. Zumeist verkauft sie dort ukrainische oder russische Ware, manchmal aber auch ungarische und wenn sie Glück hat auch Österreichische. Heute hat sie im Angebot russische Schokolade. Zwei Boxen davon hat sie hinter der Theke ihres winzigen düsteren Ladens stehen. Sie bückt sich, verdreht ihren Körper um dem Platz gerecht zu werden, die kleinen schwarzen Muster ihres Kleides schlagen Wellen. Sie atmet erleichtert auf als sie den kleinen Pappkarton auf den Holztisch hebt. Eigentlich fühlt sie sich als Österreicherin, kann es aber gar nicht so genau sagen, weiß sie nicht wie man sich als Österreicher, die nicht in Österreich geboren ist, fühlen sollte. Wenn sie aber ihre Nationalität definieren müsste, dann wenn dann schon das. Sie spricht fließend Ukrainisch, Russisch und ein bisschen Ungarisch, gerade soviel wie für Bergtouristen aus dem Flachland nötig ist. Früher hat sie sehr viel Österreichisch gesprochen. Jetzt aber gibt es fast keine Österreicher mehr. Sie sind gestorben oder weggegangen. Sie ist die Einzige, die geblieben ist.



Keyemen Bela, Vári, 08. April, 2008

In diesem Hause wohnte eine große Familie. Zwei Erwachsene und vier Kinder. Die Kinder sind mittlerweile weg, wohnen zum Teil in einem anderen Dorf, haben außerhalb geheiratet, haben einen Beruf. Nur die Eltern sind geblieben, und das Paar der lebenslangen Ehe.

Das Ehepaar lebt dort schon weit mehr als 50 Jahren, der Mann, Keyemen Bela mit Namen. Schon seit seinem Geburt, die sog. noch der Weltkrieg zu ihm. Kurz nachdem die Revolution kam und die alten vergriffen, die letzten doch und verhinderten nichts, der gemeinschaftlichen Feldarbeit noch ein bisschen weniger für sich zu produzieren. Von 1949 auf lebten sie mit wenig zusammen und halfen zu arbeiten. Leichte war es nie, aber sie arbeiteten hart und die Zeit verging und so wie die Sonnenstrahlen kam ging sie auch wieder. Erinnerungen in diesen Raum machen sie ständig, was die Gründe nur wenige Meter entfernt, doch gewöhnlich habe sie es nie auch nicht die Tatwache... dass es immer viel zu viele verschiedene Nationalitäten gab, man lebte halt einfach zusammen. Aber, Weine sind sie als, wie hochverziert noch immer Raum in großen und kleinen Gefäßen in diese überdimensional großen Speisenküchen. Tomaten, Apfelsinen, Kraut, Gurken. Alles, was durch die Öffnung eines Glases passiert. In der Dachkammer lag die Bettdecke und Kartoffellagerung nur durch eine Leiter zu erreichen ist. Die beiden sind mittlerweile über 70 Jahre alt, können aber noch jeden Tag die Leiter runter.

Nicht selten ist das Ehepaar ein so gut funktionierendes Körpersystem, so ist Fröhling der Mann höchst sich und sein Körper verschwindet in dem Spelzraum des Körpers bewegt nicht, nur ein Hören wird. Minuten Minuten später taucht sein Kopf hervor, drei Flaschen Tomatenhaft unter seinen Fliegennetz Baumwolle.

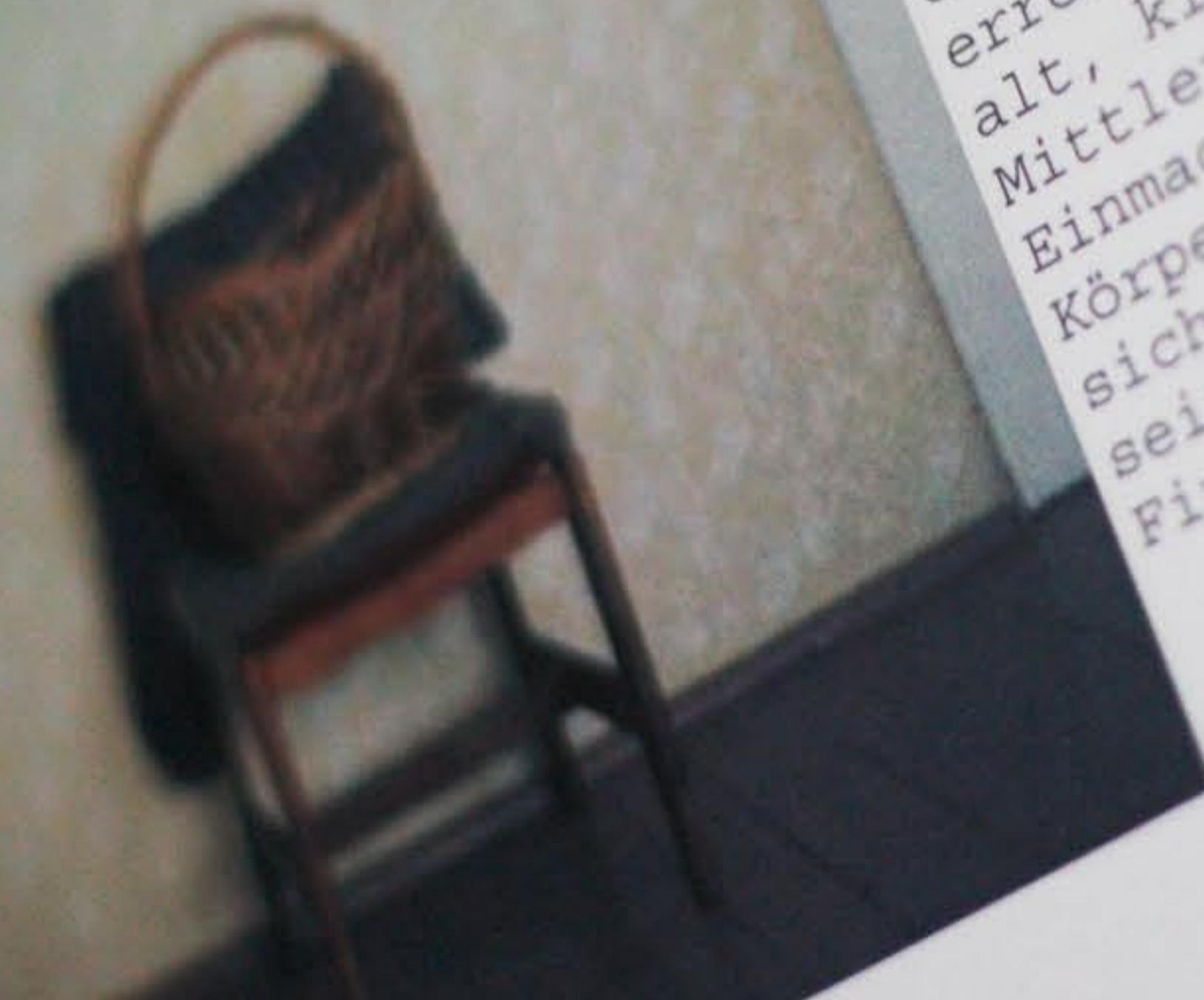


Keyemen Bela, Vári, 08. April. 2009

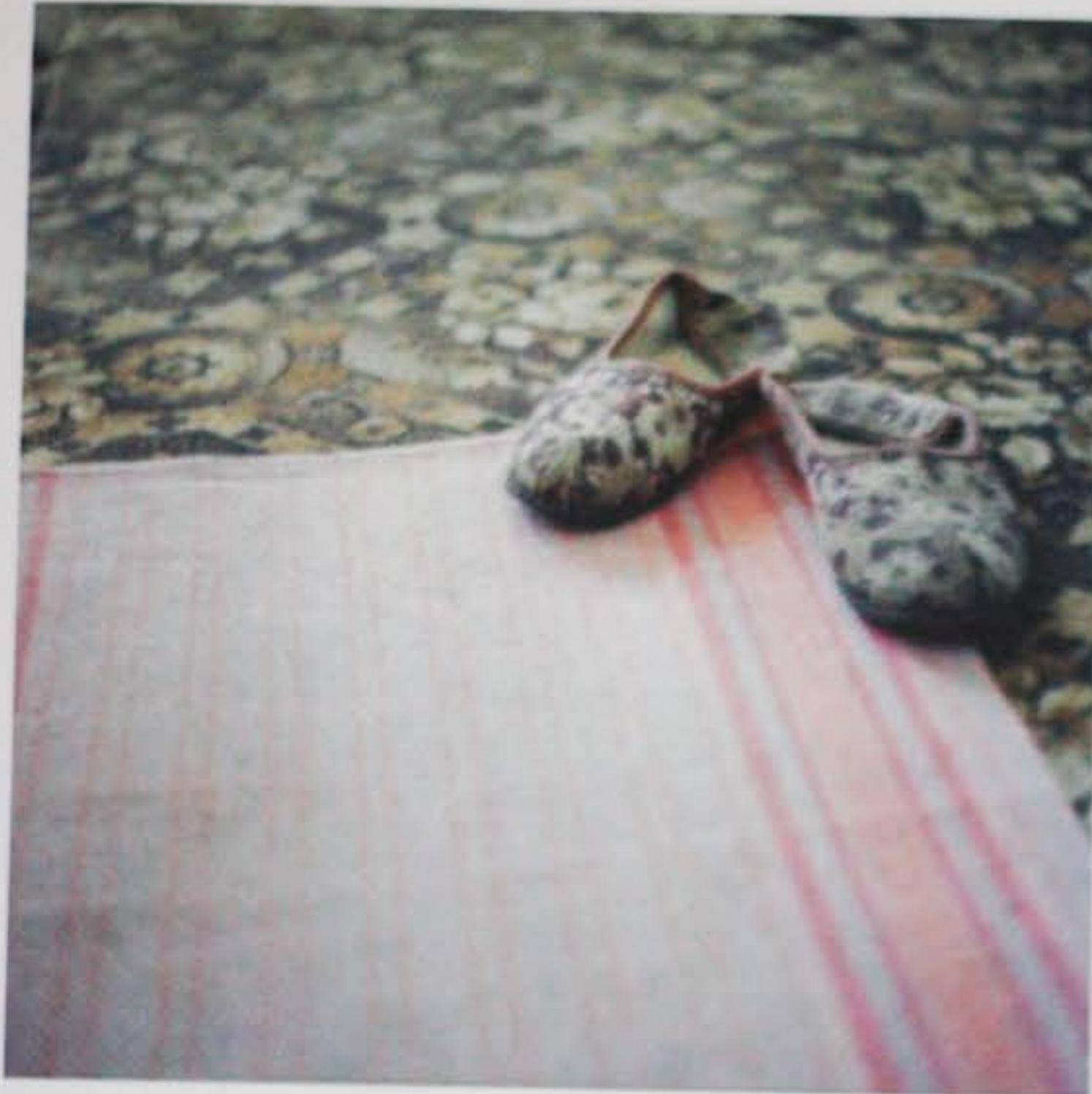


Kayseri Balıkesir

gost ghe
Das ghe
ghemann,
Sie zog nach
kam und ihm ar
neben der gemeinsa
für sich zu produzie
auszukommen und hart z
sie arbeiteten kam ging sie a
Sowjet Union kam machten sie ständ
diesem Sinne machten sie a
Meter entfernt, doch gestört habe
Tatsache, dass es immer halte eine
Nationalitäten gab. Man lebte halt eine
Heute sind sie alt. sie konservierten
großen und kleinen Gefäßen in ihrer
Speisekammer. Tomaten, Apfelsinen, Kirsche
durch die Öffnung eines Glases kann
die Getreide und Kartoffelstärke und die
erreichen ist. Die beiden sind nicht mehr
alt, klettern aber noch jeden Tag
Mittlerweile hat das gesetzte auf dem
Einmachsystem. Es ist praktisch, viele davon
Körper verschwindet in dem
sich, nur ein Stöpsel gelangt in den
sein Kopf herauf, fällt dann
Fingern baumeln.



ril. 2009



Ilonka Kathrin, Técső, 28th, March, 2009

Hauschuhe erfüllen die Funktion die eigenen Füße vor dem beschleißlichen Schmutz zu schützen. Sie umschließen den Fuß ohne die Schwere und Enge eines richtigen Schuhs. Zumeist sind aus annehmbarstem Material gemacht. Die Haltbarkeitsdauer ist lang. Gewöhnlich das Paar passt sich an das Paar kann die Beziehung mehrere Jahrzehnte überstehen. Manchmal ein ganzes Leben.

Die Frau lebt in ihrem Haus schon seit ihrer Geburt. Anfangs mit ihren Eltern, mit ihrem Mann, mit ihrem Kindern, schließlich wieder alleine. Sie ist Künstlerin, war schon immer Künstlerin. Mehr aus Not als aus einer Tugend. Ungewöhnlich in Zeiten der Sowjet Union, in der sich alles um die Gemeinschaft und das Sozial drehte und der Künstler es sich verboten war. Ihr Mann wurde Mitte der 50er Jahre krank, konnte nicht mehr arbeiten. Das Kreative war als Kunst war malen und so fing sie an für Freunde, nahm Verwandte zu malen. Für interessierte Museum, schließlich ihr Freund. Sie verdiene lange Zeit ihr Geld damit, kümmerte sich um ihren Mann und warte.

Das Haus ist immer noch voll von Gemälden, in jedem Raum steht zu viele, die bereit stehen an den nächsten Besitzer zu gehen. Sie ist mittlerweile 90 Jahre alt. Sie hilft ein Blumen im Blumengarten ihrer Tochter mit, bindet Blumensträuße, gießt die Pflanzen.

